

Hrsg.: Gerhard Fehl/Juan Rodriguez-Lores

STÄDTEBAU UM DIE JAHRHUNDERTWENDE

Materialien zur Entstehung der Disziplin Städtebau

Deutscher Gemeindeverlag W. Kohlhammer 1980, DM 19,-

Ein Buch über den Städtebau um die Jahrhundertwende? Planungsgeschichte ... ist das denn heute von Interesse? Dieser Frage – verständlich angesichts mancher Texte zu diesem Thema, verständlich aber auch angesichts der »Enthistorisierung« aktueller Planungsdiskussion – wird von den Herausgebern dieses Buches nicht ausgewichen, im Gegenteil, man verweist auf die Notwendigkeit einer neuerlichen Diskussion dieser Frage.

Abgelehnt wird zunächst die traditionelle Betrachtung der Geschichte um der Geschichte willen oder die beschönigende Mystifikation dieser Geschichte zur Legitimation heutiger Planungspraktiken, in deren Zusammenhang die isolierte Darstellung einzelner »herausragender« Persönlichkeiten, der Ideen und Pläne dieser Männer (Frauen gibt es nicht in dieser Geschichte) ihren sichern Platz hat. Nein also zur Sammlung und Beschreibung »zusammenhangloser Fragmente der Vergangenheit«. Ja dagegen zu einer Konzeption der Planungsgeschichte als handlungsorientierender Forschung, als notwendigem Untersuchungsschritt zur Entwicklung einer Theorie der Planung und zur Erarbeitung von Strategien, die die gesellschaftlichen Bedingungen des Planungsprozesses verändern. Historische Erkenntnis wird so zur politischen Erkenntnis. Wesentliche Voraussetzung: Planungsgeschichte muß als Teil der Gesellschaftsgeschichte begriffen werden, damit als konfliktueller, ideologieproduzierender Prozeß.

Warum aber Planungsgeschichte der Zeit um die Jahrhundertwende? Weil damals die »noch wirksamen 'Wurzeln' unserer Gegenwart« entstanden: die über die Bodenrente vermittelten Mechanismen kapitalistischen städtischen Wachstums, die daran geknüpften sozialen Interessen, politischen Allianzen, die Institutionalisierung des Planungsapparates und einer begleitenden Wissenschaft, als der »moderne Städtebau« mit seinen Denkweisen, Methoden, Instrumenten. In dieser Zeit entfalten sich viele gesellschaftliche Probleme, die uns auch heute nicht fremd sind: Wohnungsnot, Bodenspekulation usw. Gleichzeitig konkretisierte sich der moderne Widerspruch zwischen der offiziell als »Städtebau« bezeichneten Praxis öffentlicher Instanzen und dem »eigentlichen« Städtebau, d.h. der Praxis der Spekulanten, Banken, Baufirmen usw., die ihrerseits die eigenen Interessen gegeneinander und in Konflikt mit den Betroffenen durchsetzen, es konkretisierte sich der Widerspruch zwischen öffentlichen Plänen und realer Entwicklung einer durch und durch privatisierten Stadt. Planungsgeschichte wird damit erst durch die Untersuchung dieser dialektischen Zusammenhänge möglich, als Entideologisierung des modernen Städtebaus, dessen »Sprache« nur vor dem Hintergrund der »historischen Wirklichkeit«, d.h. der Prozesse des Wachstums der Stadt, der tatsächlichen Kontrolle über die Stadt und der Kämpfe um diese Kontrolle verständlich wird.

Der im Vorwort formulierte Anspruch wird – wie auch die Herausgeber betonen – recht unterschiedlich realisiert. Der Reader wird nicht als »einheitliches Buch« präsentiert, sondern als Dokumentation einer Vielfalt von Positionen zur Planungsgeschichte, Positionen, die anlässlich eines Seminars zur Geschichte des modernen Städtebaus am Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen im Januar 1978 vorgestellt und für die jetzige Veröffentlichung noch einmal überarbeitet und erweitert wurden. Der Reader ist damit selbst Ausdruck der widersprüchlichen, kontroversen Entwicklung der neueren historischen Planungsfor-

schung. Der programmatisch geforderten Methodik entsprechen vielleicht am ehesten die Beiträge der Herausgeber. Juan Rodriguez-Lores stellt seine Analyse der Theorie und Praxis des Stadtplaners Ildefonso Cerdá in den Zusammenhang der ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklung von Spanien und Barcelona im 19. Jahrhundert. Daß Cerdá bei uns weitgehend unbekannt geblieben ist, liegt sicher nicht an der »Qualität« seiner Arbeit, sondern an der Ignoranz einer Planungsgeschichte, die für »Außenstehende« keinen Platz hat: Cerdá paßt weder in die Kontinuität scheinbar unpolitischer, angepaßter Stadtplanung noch in die Geschichte der (oft als Spielweise begriffenen) Planungsutopien. Seine handlungsorientierte Theorie des Städtebaus wendet sich gegen den Mechanismus der Grundrente, gegen die Privatisierung der Stadt, sie ist parteiisch, für die Arbeiterklasse, seine Planung ist strategisch, damit voller Kompromisse.

Der auch anlässlich des 100. Todestages 1976 kaum gebrochenen Ignorierung von Cerdá entspricht – keineswegs zufällig – eine zunehmende Verehrung von Camillo Sitte, dessen Bedeutung Gerhard Fehl vor dem Hintergrund der Geschichte des deterministischen ästhetischen Denkens (d.h. der Annahme einer gesetzmäßigen Wirkung eines Kunstwerkes auf den Betrachter) neu bewertet. e Sitte – von konservativer, auch faschistischer Seite immer wieder instrumentalisiert – erweist sich als Vertreter des von der ökonomischen und politischen Macht ausgeschlossenen »deutschen Bildungsbürgertums«, der mit seinem Programm des »Städtebaus als Kunstwerk« konservativ orientierte erzieherische Wirkungen erstrebt, und zwar sowohl für die »Gebildeten« wie für das »einfache Volk«. Mit dieser autoritären Interpretation des Städtebaus (die z.B. auf eine Steigerung des »Heimatgefühles« zielt) korrespondiert ein völliges Außerräumen gesellschaftlicher Probleme der modernen Großstadt. Für einen sozialorientierten Städtebau, so die Schlußfolgerung von Fehl, »bietet Sitte heute so wenig wie zu seiner eigenen Zeit eine Anregung.«

Weitere Beiträge thematisieren Aspekte der englischen Planungsgeschichte, die Ursprünge der modernen Raumordnung und Landesplanung in Deutschland und – mit übergreifendem

Anspruch – »die Rolle der Stadtplanung beim Aufbau der kapitalistischen Stadt«. Der letztgenannte Titel des Beitrages von Giorgio Piccinato erweckt besonderes Interesse, das allerdings – auf sechs Seiten – nicht voll befriedigt werden kann. Es werden eine Fülle diskussionswerter, konzentrierter Thesen vorgestellt, deren Ableitung und Erörterung allerdings an dieser Stelle nicht geleistet werden kann (es sei hier als Ergänzung auf das 1977 bei Officina Edizioni, Rom, erschienene Buch »La costruzione dell'urbanistica, Germania 1871-1914« verwiesen). Piccinato stellt folgende zentrale These ins Zentrum seiner Ausführungen: »Stadtplanung besteht – als allererstes um solch enormen Reichtum zu gewährleisten, den die Grundrente darstellt.«

Wolfgang Hoffmanns Beitrag zu den Ursprüngen der modernen Raumordnung und Landesplanung in Deutschland überschreitet das traditionelle Interessensgebiet der Planungsgeschichte: den Städtebau. Das Wachstum »städtischer Schwerpunktgebiete« wird als Bestandteil einer großräumigen Entwicklung analysiert, die gleichzeitig »die Herausbildung von zurückfallenden Gebieten mit späterer und nur teilweiser Industrialisierung sowie die Abwanderung der Bevölkerung aus rein agrarischen Gebieten« umfaßt. Nicht nur in den Ballungsgebieten, sondern auch (und das steht im Widerspruch zur bisherigen Geschichtsschreibung) in den Agrargebieten lassen sich zur Jahrhundertwende erste Ansätze einer Raumordnungspolitik nachweisen.

Von den Beiträgen zur englischen Planungsgeschichte ist zunächst die Diskussion des Zusammenhangs zwischen Stadtplanungsbewegung und spätkolonialer Stadt von Gordon E. Cherry zu nennen. Cherry betont in traditioneller Weise vor allem den Einfluß der »Reformbewegungen« (Wohnungs-, Sozial- und Bodenreformen) sowie der »philanthropischen Experimente« (von Unternehmern gebaute Werksiedlungen) auf die Herausbildung der Stadtplanung in Großbritannien. Helen Meller beschreibt die Person von Patrick Geddes, des »Naturwissenschaftlers und Evolutionisten«, der nach 1904 auf die Stadtplanungsbewegung Einfluß nahm. Anthony Sutcliffe erörtert die Verbindungslinien der Stadtplanungsbewegung in Deutschland und Großbritannien, wobei er insbesondere auf die Bedeutung der deutschen Stadtplanungspraxis für die Entwicklung der englischen Stadtplanung verweist. Im übrigen zeigt Sutcliffe, daß zur Jahrhundertwende »ausländische Erfahrungen« oft nur »zurechtgebogen« zitiert werden, um eigene Forderungen durchzusetzen, eine Produktion von Mythos, die auch heute noch verbreitet ist und eine ähnliche Rolle wie die Mythologisierung der Planungsgeschichte spielt.

Insgesamt betrachtet leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zur Entideologisierung der Planungsgeschichte. Interessant ist es nicht nur für »Spezialisten« der Geschichtsforschung, sondern für alle, die sich mit gesellschaftlichen Bedingungen von Planung auseinandersetzen. Einer Verbreitung des Readers steht diesmal der Preis nicht entgegen: Das Buch kostet 19 DM.

Distanz

Stationen eines Planerlebens – 1. Teil

Um zwei Uhr beginnt die Schicht. Ich bin sehr nervös. Aufregung und Streß schlagen mir leicht auf den Magen, besonders nach diesem Stamm-Essen in der Mensa. Vorbeugend mische ich unter die letzten Bissen ein Valium. Ich muß ruhiger werden, um den Argumentationsfaden nicht dauernd aus dem Gedächtnis zu verlieren. Eine Viertelstunde Zeit habe ich noch, dann muß ich losfahren. Mir fehlt die Ruhe, die letzten Minuten für abschweifende Blicke auf die Tische der Kleindealer in der Eingangshalle zu nutzen.

Viktorias alter VW steht gleich gegenüber der Mensa. Zur Mittagsschicht leiht sie ihn mir meistens aus, wegen der ungünstigen S-Bahnverbindungen in der Nacht.

Gestern Abend legten wir in der Betriebsgruppe Argumentation und Regie meines Auftritts auf der heutigen Betriebsversammlung fest. Nach den Reden der Betriebs- und Gewerkschaftsleitung soll ich mich zu Wort melden. Natürlich werden meine Vorredner die wirtschaftliche Situation allgemein und insbesondere die betriebliche, nicht rosig aber durchaus meisterbar, darstellen.

Mit scharfer Kritik an der Harmonie zwischen Firmenleitung und Betriebsrat soll ich einsteigen, zur anstehenden Tarifrunde überleiten und schließlich mit konkreten Forderungen und Aufrufen zur Mobilisierung der Kollegen zum Höhepunkt kommen.

Am Schluß werde ich die Forderungen zu einem Antrag zusammenfassen und beantragen, darüber abstimmen zu lassen. Der fertig formulierte Antrag und Notizen zur Rede stecken zusammengeklappt in der Hosentasche.

Bei vorausgegangenen Belegschaftsversammlungen in anderen Werken des Elektrokonzerns, sollen die Reden der Genossen ziemlichen Wirbel unter den Arbeitern ausgelöst haben.

Seit drei Monaten arbeite ich in der zentralen Produktionsabteilung des Kabelwerks, rund um die Uhr, in drei Schichten. In unserer Halle laufen verschieden große Verseilmaschinen, die Telephonröhre bis zu armdicken Kabeln ineinanderdrehen und auf Trommeln aufwickeln. Jede Maschine wird von einem Maschinenführer mit einem oder mehreren Helfern gefahren.

Ich bin als Helfer eingesetzt. Wir stehen im Akkord, sofern ich nicht angelernt werde, Ausbesserungsarbeiten zu verrichten sind oder Ausschuß produziert wird. Ohne Akkord bleibt mir der Anfänger-Stundenlohn und dem Maschinenführer der Durchschnitt aus seinen Akkordleistungen in den letzten Monaten. Besonders unglücklich sind wir beide nicht darüber, daß wir den Akkord nur selten schaffen. Weniger Arbeit läßt mehr Zeit zum Gespräch und mir mehr Raum für Agitation. Deswegen bin ich hier im Betrieb.

An der Maschine stehen noch zwei türkische Kollegen. Einer wurde mit mir zusammen eingestellt. Er versteht kein Wort Deutsch. Alle Arbeitsanweisungen erledigt er im Laufschrift. Seine Unsicherheit versucht er durch Übereifer und Hilfsbereitschaft bis zur Selbstdemütigung auszugleichen. Ich lehne es ab, mit ihm einen Wettkampf um Arbeit auszutragen. Im Schatten seines Eifers konzentriere ich mich auf Gespräche mit deutschen Kollegen. Ich versuche herauszubekommen, welche aktuellen Widersprüche es zwischen Firmenleitung und Kollegen gibt und wo aufgerundet wird. Es ist klar, daß die Agitation des Genossen, innerhalb und außerhalb des Betriebes, an dem entwickeltesten Konflikt ansetzen muß.

Mein Maschinenführer floh aus der DDR und kennt sich in den Grundbegriffen des Klassenkampfes aus. Er ist kein Rechter, aber es interessiert ihn nicht besonders, wie ich mir die Revolution vorstelle. Er hört lieber Geschichten vom Chaos an der Hochschule und versucht sich auszumalen, wieviel Geld ich als Stararchitekt verdienen kann, wenn ich erstmal fertig studiert habe. Trotz mancher Übereinstimmungen, reden wir oft aneinander vorbei.

Die Betriebsversammlung ist schlecht besucht, die Stühle nur zu 2/3 besetzt, davon die Hälfte mit Schlipsträgern. Erwartungsgemäß überschüttet uns der Werksdirektor mit negativen Bilanzen. Der Betriebsratsvorsitzende bemüht sich, die vorgegebene Linie auszubauen und an praktischen Beispielen allen verständlich zu machen. Zum Schluß krönt er seine Rede mit einer Erfolgsmeldung. Endlich sei die Firma Schulz bereit, ihr Fressautomatenangebot zu erweitern, die Preise blieben vorerst stabil. Zum Erstaunen aller Kollegen tritt nach ihm der Bürger-

meister ans Rednerpult. Weitschweifig plaudert er über kommunale Aktivitäten und beschwört drohende Gefahren der Wirtschaftskontunktur, wenn die Tarifpartner nicht Vernunft bewahren. Die sich ausbreitende Unruhe unter den Kollegen scheint mir eine gute Voraussetzung für meinen Beitrag zu sein. Ich fühle mich etwas sicherer, melde mich als erster zu Wort und marschiere ans Mikrofon.

Hastig lese ich die ersten Sätze vom Blatt ab. "Lauter", rufen einige im Saal. Ich beginne nochmal von vorn. Beim Thema Tarifrunde angelangt, unterbricht mich der Betriebsratsvorsitzende. Er ermahnt mich, beim jetzt behandelten Tagesordnungspunkt "Aussprache zu den Berichten der Firmenleitung und Belegschaftsvertretung" zu bleiben. Ich lasse mich nicht beirren, halte meine Rede zuende, verlese den Antrag und lege ihn gleich schriftlich der Versammlungsleitung vor.

Der Applaus hält sich in Grenzen. Trotzdem springt der Betriebsratsvorsitzende erregt ans Micro und läßt eine harte Polemik gegen mich los. "Kommunist, Provocateur, DDR-Agent". Keine Ost-West-Schablone ist ihm zu blöd, um sie mir nicht überzustülpen. Der "Aufschrei der Massen" bleibt aus, kein Protest, keine Unterstützung, nichts.

Vor der Abstimmung kommt noch ein Besoffener ausführlich zu Wort. Er schmeichelt der Firmenleitung auf seine Weise. Natürlich bleiben die Lacher nicht aus. Schließlich wird über meinen Antrag abgestimmt. 25 von 600 unterstützen die Forderungen. Mein Maschinenführer ist nicht dabei.

Zurück an der Maschine redet er sich raus mit möglicherweise nachfolgendem Ärger, den er sich ersparen will. Er prophezeit, daß mein Auftritt nicht ohne Folgen bleiben wird. Entweder werde ich in eine andere Schicht versetzt, oder der Meister holt mich zu einem ernstesten Gespräch in seine Kabine oder sonst irgendwas.

Ich halte seine Weissagungen ganz klar für vorgeschoben, um seinen Opportunismus zu decken.

Acht Tage später nimmt er sich einen Krankenschein. Ersatzmann ist ein Kollege von der Nachbarmaschine. Wir reden nicht viel. Kontakte zu anderen Kollegen beschränken sich auf kurze frozzelnde Bemerkungen zu meinem Auftritt. Der neue Kollege ist arbeitsgeil. Wir bringen eine gute Akkordleistung. Dienstag geht die Maschine kaputt und meine Bezahlung zurück auf Stundenlohn.

Jede Schicht wird extra abgerechnet. Die Tagesleistung trägt der Maschinenführer für sich und die Helfer in einen Arbeitsbogen ein. Die Eintragungen sind die Grundlage für die monatliche Lohnabrechnung. Unsere Akkordgruppe setzt sich zusammen aus Maschinenführer plus zwei Helfer. Der mit mir eingestellte Türke steht als dritter Helfer im Stundenlohn.

Ich gehe ausführlich auf diese Regelung ein, weil seit der Krankheit meines alten Kollegen, mit der Abrechnung systematisch der Hebel angesetzt wurde, um mich fertig zu machen.

Der neue Maschinenführer nimmt, ohne Erklärung, den Türken in die Akkordgruppe und trägt für mich Stundenlohn ein. Gut, die Maschine lief an dem Tag nicht richtig und dann macht es keinen Unterschied. Aber ich weise ihn trotzdem auf seinen Fehler hin. Zwei Tage später fahren wir wieder voll Akkord, aber wieder mit einem anderen Maschinenführer. Am Ende der Schicht das gleiche Spiel: den türkischen Kollegen in den Akkord und mich in den Stundenlohn. Jetzt bin ich sauer. Nicht auf den Türken, der weiß nichts davon, aber auf die Maschinenführer oder wer sonst dahinter steckt. Die Abrechnung entspricht nicht meiner Leistung und auch nicht den Abmachungen zu Arbeitsanfang. Der Maschinenführer stellt sich dumm und verweist mich an den Vorarbeiter. Der zuckt die Schulter und versucht mir klar zu machen, ich hätte zu wenig gearbeitet. Wütend suche ich den Meister. Er kann sich die Sache nicht erklären, verspricht, sich darum zu kümmern, was er aber an diesem und am nächsten Tag nicht tut. Jedenfalls nicht in meinem Sinn. In den nächsten Tagen wiederholt sich das Spiel. Mein Protest prallt gegen eine Mauer des Einverständnisses zwischen Maschinenführern, Vorarbeiter und Meister.

Ich bespreche den Vorfall mit den Genossen der Betriebsgruppe. Offensichtlich handelt es sich um eine organisierte Reaktion auf meine Rede. Die Genossen raten mir, auf keinen Fall

nachzugeben, ohne Akkordbezahlung keine Akkordarbeit. Ab sofort weigere ich mich, den Akkord mitzuhalten. Die Maschinenführer versuchen mein Verhalten zu ignorieren. Ein Gespräch ist unmöglich geworden. Selbst Vorarbeiter und Meister interessieren sich scheinbar nicht für meinen Bummelstreik. Der Lärm in der Halle wird mir unerträglich. Stumm drücke ich mich zwischen den Maschinen rum, falle nach einigen Tagen ganz aus dem Arbeitszusammenhang der Gruppe raus, arbeite nicht mehr und werde auch nicht dazu angehalten. Nichts. Eine Woche halte ich durch. Dann bin ich mit den Nerven fertig, hole mir einen Krankenschein und zwei Wochen später die Papiere.

Meinen alten Maschinenführer sah ich nicht wieder. Er ließ sich in eine andere Schicht versetzen.

"Allerdings kann, wie es mit vielen anderen Dingen geschehen ist, auch der Städtebau als eine Angelegenheit der Sozialpolitik aufgefaßt werden. Aber dann steht es mit ihm eben genau so wie mit jeder Sozialpolitik: er ist ein Stück des Widerstreits zwischen der alten kapitalistischen Gesellschaft und der kommenden sozialistischen Gesellschaft, geboren aus den Kräften der Zukunft, in die Praxis des Tages ständig umgefälscht zu einem Schutzwall der alten Mächte, ständig umkämpft von den politischen Kräften, eine Etappe zur Zukunft, die aber für den Sozialismus ihren Sinn nur dadurch behaupten kann, daß sie immer von neuem in ihrer Unvollkommenheit erkannt und niederge-rissen wird, um dem besseren Neuen Platz zu machen."

Alexander Schwab, 1930

"Seien Sie froh, künftig im Ruhrgebiet zu arbeiten. Hier können Sie Ideen entwickeln und Einsatz zeigen, anders als in Baden-Baden, wo alles viel zu schön und in Ordnung ist, um saniert zu werden. Hier erwarten wir, daß Sie in die Hände spucken. Dort wären Sie zur Untätigkeit und zum Prommenieren im Park verurteilt." – Der Baudezernent beglückwünschte seinen neuen Mitarbeiter.

Über mehrere Ecken vermittelten mir Planerkollegen die Stelle bei der Stadtverwaltung. Mein Kontaktmann im Planungsamt hieß Dirk Kugel. Versehen mit den besten Empfehlungen gemeinsamer Bekannter setzten wir uns zusammen, tasteten ab, schätzten ein und verließen uns dann doch lieber auf deren Urteilsfähigkeit.

Dirk war 26 Jahre alt, ein Jahr älter als ich. Von der Ausbildung Ökonom, arbeitete er im zweiten Jahr als Planer, seit einem halben Jahr bei der Stadtverwaltung.

Dirk bereitete mich auf den Leiter der Abteilung Stadtentwicklung vor. Der legte seinerseits nach einem angenehm verlaufenden Gespräch beim Baudezernenten ein gutes Wort für mich ein. So konnte eigentlich nichts schief gehen.

Für die ersten Arbeitstage wurde mir ein freier Platz im Zeichensaal zugewiesen. Ein Schreibtisch für mich wurde bestellt. Später sollte ich mit Dirk ein Zimmer teilen. Der Abteilungsleiter stellte mich den Kolleginnen und Kollegen des Planungsamtes vor. Mir wurden ca. 30 Namen genannt, die ich sofort wieder vergaß. Immerhin wußten die Kolleginnen und Kollegen jetzt, wie der Neue aussieht und wie er heißt. Zum Einlesen erhielt ich einen Stapel alter und neuer Analysen, Konzepte und Pläne. Für die nächsten Wochen war ich versorgt. Mit mir im Saal saßen drei technische Zeichner in weißen Kitteln. Von Anfang an war der Umgangston kumpelig, fast wie auf dem Bau während meiner Praktikantenzeit.

Nach und nach wurde ich mit den Kollegen des Amtes und den Arbeitsstrukturen vertrauter. Die Kommentare der Zeichner halfen mir bei der Orientierung. Ich hörte bissige Bemerkungen über die studierten Planerkollegen. Als Unruhestifter und Stresser waren sie nicht besonders beliebt, obwohl ihr Führungsstil nicht autoritär war. Sie isolierten sich durch unkollegiales Verhalten. Mein Abteilungsleiter und ein weiterer Dipl. Ing. lehnten es ab, Gewerkschafter zu werden. In den letzten Tarifaussinandersetzungen erwiesen sie sich als Streikbrecher. Zum ersten Mal seit Jahren legten die Kollegen der Müllabfuhr und der Verwaltung gemeinsam die Arbeit für zwei Tage nieder. Es war der berühmte Kampf um die 11% 1974. Kluncker, der dicke Gewerkschaftsführer, gegen Willy Brandt, den angeschlagenen Kanzler.

Willy hatte die beiden Dipl. Ingenieure und die einzigen zwei Beamten des Amtes auf seiner Seite. Ein peinlicher Aufzug von Ignoranten und Opportunisten. Was haben sie zwei Tage in den verlassenen Räumen des Rathauses getrieben? Egal – sie waren jetzt die Ausgeschlossenen.

Nach drei Tagen kam Gerd, ehemals Bergmann, umgeschult auf Zeichner und immer Gewerkschaftsaktivist zu mir und warb mich auf die Schnelle zum Mitglied der ÖTV.

Die meisten Kollegen arbeiteten schon über 10 Jahre bei der Stadtverwaltung. Planung wird ihr Lebensjob bis zur Pensionierung sein. Sie wußten aus Erfahrung, daß durch personelle Veränderungen, insbesondere Neueinstellung von Dipl. Ingenieuren, Unruhe, organisatorische Veränderungen, neue Kompetenzeinteilung, auf jeden Fall mehr Arbeit auf sie zukommen würde. Darauf war keiner scharf. Je länger ich mit ihnen zusammen war, umso deutlicher spürte ich ihre abwartende Haltung mir gegenüber. Wie wirst Du dich aufführen, welche Stellung in der Amtshierarchie einnehmen und welche Arbeit uns zuteilen? Noch war ich untätiger Beobachter und die Stimmung unter uns freundlich.

Die städtischen Verkehrsbetriebe erhielten ihren ersten besonders geräuschgedämpften Bus. Für seine Indienstnahme im Rahmen einer Erprobungsphase hatte sich der Leiter des Straßenbauamtes etwas besonderes einfallen lassen. Die Jungfernfahrt sollte zu einer kleiner Demonstration städtischer Bemühungen um mehr Umweltschutz (gedämpfter Bus) und großer Anstrengungen zum Ausbau des Straßennetzes (Besichtigung großer Baustellen) ausgebaut werden. Eingeladen waren die Herren der Verwaltungsspitze, die Beigeordneten, auch Dezerenten genannt und Vertreter verschiedener Ämter, die sich mit Planung befaßten.

Der Abteilungsleiter schickte mich, die Rundfahrt wäre eine gute Gelegenheit, die Stadt kennenzulernen. Als Berufspendler sah ich bisher nur das kurze Stück Weg zwischen Bahnhof und Rathaus. Obwohl ich ganz in der Nähe, in Duisburg, aufgewachsen bin, kannte ich mich im Ruhrgebiet nicht gut aus.

Bis zum Studium in Berlin wohnte ich bei den Eltern auf der linken Rheinseite des Reviers. Über den Fluß rüber nahmen mich die Eltern früher schon mal mit zum Einkaufen, oder wir mußten rüber, um auf die rechtsrheinische Autobahn zu kommen. Ende der 60er Jahre, in der Discozeit, als ich schon den Führerschein hatte, drang ich auf der Suche nach der Szene, gelegentlich Mittwochs bis Oberhausen nach Osten vor. Die Samstage waren für Düsseldorf reserviert. Wenn ich losfuhr, war es meist schon dunkel.

Nach fünf Jahren Berlin wohnte ich seit einem halben Jahr in Dortmund. Ich mußte mich völlig neu orientieren.

Allein saß ich hinten im Bus auf der letzten Bank. Ich fand nicht heraus, ob der Bus für die Außenstehenden oder die darin Sitzenden besonders geräuschgedämpft war. Vielleicht sollte die kommende Erprobungsphase mehr Aufschluß darüber geben. Der Bus hielt an einer Großbaustelle und alle stiegen aus. Der Leiter des Straßenbauamtes erläuterte die Konstruktion eines Brückenbauwerkes. Er verwies, sehr stolz, auf die bereits verbauten Millionen aus Landeszuschüssen. Um den Verkehrsfluß nicht unterbrechen zu müssen, wurde die neue Brücke neben der alten montiert.

Tuschelnde Bauarbeiter standen der Verwaltungsspitze 50 Meter entfernt gegenüber. Ich hielt Distanz zur Besichtigungsgruppe und schlenderte langsam in Richtung Bauarbeiter. Bei ihnen angekommen, fragte ich einen nach Arbeitsbedingungen und Stundenlohn. Er war etwas irritiert und antwortete nur kurz mit "gut" und "schlecht". Ich trabte zurück, der Verwaltungsspitze hinterher, die gerade wieder den Bus bestieg.

In meinem alten, hellen Trenchcoat aus der Discozeit kam ich mir auf der Baustelle sehr blöd vor. Daß ich ihn wieder aus dem Schrank holte, war ein Zugeständnis an die Kleidernorm im Rathaus. In den ersten, unsicheren Wochen achtete ich noch auf sowas.

Auch wenn ich äußerlich zur Verwaltungsspitze dazugehörte, war ich es faktisch nicht und wollte es auch nicht werden. Ich wollte überhaupt keinen konstruktiven Beitrag zur "Herrschaft" leisten. Mein Motiv für die Arbeit war, herauszufinden, wie funktioniert kommunale Planung im Dienste des Kapitals, zu analysieren, zu beobachten.

Und das am besten da, wo es am krassesten deutlich wird, wo die Strukturkrise schwer und die Industriekonzerne mächtig sind, hier an der Emscher, wo die Blasen der Fäulnisgase aus der schwarzen Abwassersuppe aufsteigen.

"Guten Morgen meine Herren!" – "Bitte, Tagesordnungspunkt 1. Wer trägt vor?"

Dirk räusperte sich und begann. Vor unterdrückter Erregung sprach er mit belegter Stimme. Stockend hielt er seinen kurzen Vortrag zu Punkt 1. Die Manuskriptseiten zitterten in seinen Händen.

Die Nacht zuvor hatte er schlecht geschlafen, wie jede Nacht vor einer Planungsstabsitzung, in der ein Beitrag von ihm erwartet wurde. Zum ersten Mal erlebte ich den Streß der Kollegen vor dem Oberstadtdirektor. Sachlich kühl, gut vorbereitet und mit schnellen Reaktionen auf unklare Formulierungen, zwang er die Runde zur Effektivität. Am Ende jedes Tagesordnungs-

punktes standen Entscheidungen, wurden "Kühe vom Eis gezogen" oder neue Projekte "eingestellt", Überarbeitung und erneute Vorlage veranlaßt. Ich war beeindruckt.

Der Planungsstab tagte jeden Montag. Referenten zur Tagesordnung verbrachten unruhige Wochenenden. Der Stab beim Oberstadtdirektor war eine sehr junge Einrichtung, so wie die Abteilung Stadtentwicklung, in der ich arbeitete. Der Planungsstab war das verwaltungsinterne Koordinationsgremium für alle Themen der Stadtentwicklung. Unsere Abteilung im Planungsamt, genauer Dirk und ich, sollten diesem Gremium zuarbeiten. Feste Mitglieder waren die Dezernenten und Mitarbeiter der Bauverwaltung, des Verkehrs- und Planungsamtes. Wir Stadtentwickler waren die einzigen Sachbearbeiter ohne Leitungsfunktionen in diesem erlauchten Krisen der Verwaltungsspitze.

Der Aufbau unserer Abteilung und des Planungsstabes, war in erster Linie auf Druck der Landesregierung zurückzuführen. Die Großstädte des Landes wurden per Erlass gezwungen "Standortprogramme" aufzustellen. Nach festgelegten Maßstäben des Landes sollte jede Stadt ein Entwicklungsprogramm vorlegen, in dem alle raumwirksamen Investitionen für den Zeitraum von 5 Jahren auf eng begrenzte, räumliche Schwerpunkte konzentriert, zusammengefaßt werden sollten. Die Landesplanungsbehörden wollten sich vorbehalten, die Anzahl der Schwerpunkte jeder Stadt festzulegen und so die Entwicklungstendenz zu kontrollieren. Die Abhängigkeit der Stadtentwicklung von Landeszuschüssen und -investitionen, zwang die Verwaltung, eine spezielle Abteilung für diese neuen, ressortübergreifenden Aufgaben, einzurichten.

Wo neue Leute eingestellt und entscheidungsstarke Gremien gegründet werden, da finden sich auch schnell Aufgaben und Probleme, die sonst ohne Bearbeitung geblieben wären. Probleme hatte diese Stadt wirklich genug, sinkende Einwohnerzahlen, massive Arbeitsplatzverluste, Dreck, große Sanierungsgebiete ohne Perspektive, überdimensionale Verkehrsprojekte ohne Geld in der Kasse.

"Stellen Sie ruhig kritische Fragen, entwickeln Sie Ideen, aber glauben Sie nicht, daß ich mich von Ihnen in meinen Entscheidungen beeinflussen lasse", ermunterte uns der Oberstadtdirektor, im kommunalen Krisenmanagement mitzumischen. Die Teilnahme am Planungsstab war exklusiv. Neben den ständigen Mitgliedern wurden Gäste zu einzelnen Tagesordnungspunkten hinzugezogen. Alle fürchteten den Leistungsdruck, den der Verwaltungschef ausübte. Vor Schikanen und Bloßstellungen scheute er nicht zurück. Den Anforderungen gerecht zu werden und dem Druck zu widerstehen, kam einer Auszeichnung gleich.

Mit verschiedenen Ansichten, bunt ausgezeichnet, präsentierten unser Abteilungsleiter und ein Architekturkollege eine Sanierungskonzeption für die Bahnhofsrückseite.

Mit verteilten Rollen erläuterten sie die "Durchdringung axialer Bezüge" und "transparenter Platzgestaltungen". Noch keine fünf Minuten hörten die Mitglieder des Stabes zu, da wurden sie unruhig und begannen Zwiesgespräche. Der Verwaltungschef bat scharf um Ruhe. Er forderte die Kollegen auf, sich nicht unterbrechen zu lassen. Mit tropfnassen Achselhöhlen saß ich gespannt im Sessel. Schärfer als durch Mißachtung konnten die Anwesenden ihre Kritik am Sanierungsentwurf kaum ausdrücken. Die verunsicherten Kollegen wurden immer abstrakter oder besser abstruser in ihren Formulierungen und Beschreibungen.

Den Baudezernenten hielt es nicht länger. Er unterbrach die Vorstellung. Durch persönliches Eingreifen versuchte er, die fachliche Verantwortung für seine Mitarbeiter von sich zu weisen, nahm Bleistift und Papier zur Hand, warf eine Skizze mit alten und neuen Grundstücksgrenzen auf's Blatt, symbolisierte mit Pfeilen das Zusammenwirken unterschiedlicher Nutzungen und eröffnete die Diskussion über verbleibende Planungsmöglichkeiten.

"Interessante Pläne", sagte bissig der Oberstadtdirektor, "aber denken Sie sich mal etwas Realistischeres aus oder ein nächstes Mal gibt es in dieser Sache für Sie nicht mehr." Von den anderen am Tisch ignoriert, sie beugten sich geschäftig über die Skizze des Baudezernenten, rollten die Kollegen Pläne und Kartenunterlagen zusammen und verschwanden mit einem gehauchten "Wiedersehen".

Ihr Gruß wurde nicht erwidert.

Dirk und ich hatten Sie gewarnt. Es war absehbar, daß sie mit ihren Vorstellungen scheitern würden. Die Zeit ungehemmter architektonischer Freiheiten, nach dem Muster "größer + teurer = besser" war endgültig vorbei. Wo Nachfrage, Investitionsbereitschaft und öffentliche Mittel fehlten, da ließ sich nur der Bestand erhalten und hier und da verbessern, rein ökonomisch, von Funktion, Ästhetik und Gebrauchswert mal ganz abgesehen.

Die Vordiskussion mit den beiden Kollegen offenbarte zum wiederholten Male ihre Ignoranz gegenüber ökonomischen und politischen Zwängen. Nein, ihr Entwurf hatte seine Logik in sich, davon waren sie nicht abzubringen. Sie klammerten sich an die programmatischen "Ziele der Landesplanung", folgten blind der Forderung nach "Konzentration der Investitionen in den Zentren" und den Aufrufen zur "Sanierung und Neubebauung der hinteren Bahnhofseite."

Die Euphorie mit den großen Sanierungsprojekten verließ unsere Chefs sehr schnell. Sie entdeckten, daß in dieser Stadt wenig zur "Verplanung" übrig geblieben war. Sie waren ausgesprochen interessiert, die Vorschläge von Dirk und mir, zur Stabilisierung des ökonomisch abbröckelnden Citybereichs zu hören. Die Ideen waren nicht druckreif, aber allemal realistischer, weil härter an den Problemen, als die hochfliegenden Pläne unserer Traumstadt-Entwerfer.

Die Krise der alten Macher und traditionellen Planer begann mit dem Rückgang des Wohnungsbaus, den steigenden Finanzierungslasten, den hohen Mieten und der geringen zahlungsfähigen Nachfrage. Ohne Realisierung kein Planungserfolg. Solche Probleme hatten wir nicht. Unsere Aufgabe war es, die Schwächen bisheriger Planung und Stadtentwicklung aufzuzeigen und möglichst noch rechtzeitig Korrekturvorschläge zu machen.

Überall da, wo große Projekte noch Chancen hatten realisiert zu werden, ob sinnvoll oder nicht, war unsere Meinung nicht gefragt. Erst wenn Schwierigkeiten auftauchten, war es an uns, Vorschläge zu machen, mit hausinterner Kritik nicht zu sparen und verbleibende Investitionsmöglichkeiten aufzuspüren.

Dirk zog hastig sein Jacket für offizielle Anlässe über. Ich suchte nach Papier und Bleistift. Der Verwaltungschef rief uns zu sich.

Er las unseren Entwurf zur Anmeldung der Standortprogramme. Der Rand des Papiers war voll mit seinen Anmerkungen. Die Stellungnahme sollte seine Unterschrift tragen, da war er besonders genau.

"Die Linie ist wie besprochen. Einiges kann so aber nicht stehen bleiben. Da müssen andere Formulierungen her. Hier z.B. 'Der Einzugsbereich der City kann mittelfristig nicht über...' usw. 'ausgedehnt werden'. Solche Negativ-Formulierungen müssen raus. Umschreiben Sie positiv. Die Verwaltung macht sich nicht ihr eigenes Nest schmutzig. Inhaltlich streichen würde ich die Aussage aber nicht, sie kann unsere Forderung nach mehr Landesmitteln unterstützen."

Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt 'Vermeiden Sie Abstraktionen, weg mit den Fremdwörtern!' Die Stadträte verstehen das nicht. Sie sollen keine Seminararbeiten schreiben und hier: Mit dieser Selbstbindung gehen Sie zu weit. Sie wissen, über die Sanierungskonzeption ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Warten Sie die Stellungnahme der Ausschüsse ab! Ich lasse mich von Ihnen in dieser Sache nicht durch provokative Formulierungen unter Druck setzen!"

... und richtete an mich den väterlichen Hinweis: "Sie schreiben immer alles so absolut. In der Verwaltung sind wir gewohnt zu relativieren. Denken Sie daran."

Text und Korrekturen waren ziemlich umfangreich. Der größte Teil mußte nochmal geschrieben werden. Dirk regte sich auf wegen zwei "Spitzen", die ich unbedingt drin lassen wollte. Sie würden mir eh gestrichen, meinte Dirk, dann könnte ich sie auch gleich neu formulieren und einen Korrekturgang sparen. Sollte wenigstens der Oberstadtdirektor meine Meinung lesen, streichen kann er selber, wenn sie ihm nicht passen! Dirk war sauer. Er warf mir vor, meine Privatshow auf seinem Rücken auszutragen. Unkollegial und nicht professionell nannte er das.

"In der Sache ändert sich durch deine Eigenwilligkeit nichts." Der Verwaltungschef übersah die potentiellen Steine des Anstosses. Diesmal meldete der Kämmerer seinen Einspruch an. Außerdem bestand der Kulturdezernent auf stärkerer Betonung seines Steckenpferdes. Das Layout gefiel uns selber nicht mehr. Die Textgliederung kam nicht gut raus. Wir verbesserten und ließen alles nochmal tippen.

Kollege Raumer wollte sich drücken. Sechs Wochen war er zur Kur weg. Heute trat er wieder zur Arbeit an. Sein Geburtstag lag 2 Wochen zurück. Aber er wurde nicht vergessen. Im Vorzimmer blieb er registriert. Kollege Raumer versuchte ohne Chance darüber hinweg zu gehen. Die Chefsekretärin vermerkte lückenlos alle Feiertage in ihrem Kalender. Zeitig vor den Geburtstagen wurden die betreffenden Kolleginnen und Kollegen gehalten, den Termin der Fete bekannt zu geben.

Kollege Rauner rührte sich nicht. Sein Geiz war allgemein bekannt. Frau Wilhelmi, unsere Vorzimmerdame, ergriff die Initiative. Schnell wurde die obligatorische Mark von allen eingesammelt und ein Standardgeschenk mit Blumen eingekauft. Ohne Vorankündigung zogen wir geschlossen zum Arbeitszimmer unseres säumigen Kollegen. Es war gegen 11.00 Uhr, der Kollege war nicht in seinem Zimmer. Gewöhnlich sitzt er um diese Zeit auf dem Klo, hieß es. Wir warteten.

Es war sehr eng. Wir drängten uns im schmalen, abgewinkelten Korridor zwischen Zimmertür und Zeichentisch. Hohe und tiefe Plan-Schränke versperrten den Eintretenden die Sicht auf den Arbeitsplatz. Eine Seitenwand war gespickt mit Nägeln und Haken, lange, rankende Arme eines alten Gummibaumes hielten sich daran fest.

Seit mehr als 20 Jahren verschönte der Baum das Büroleben des Kollegen Rauner. Mehrere Zimmerwechsel überstand er ohne Schaden, obwohl es immer schwieriger wurde, ihn zu verpflanzen. Endlich kam Rauner zur Tür herein. Als er die 30 Kolleginnen und Kollegen vor sich sah, wie sie ein schadenfrohes "happy birthday to you" anstimmten, verzog er keine Miene, ging wortlos und stur zum Wandschrank und legte erst den Beamtenklo schlüssel weg, bevor er, sichtlich frustriert, das Geschenk mit den Schnittblumen entgegennahm. Die Überraschung war gelungen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als für 14.00 Uhr Bier, Sekt, Saft und Crackers einzukaufen. Damit war für die meisten der Arbeitstag gelaufen. Noch eine Stunde bis Mittag.

Wir von der Stadtentwicklung standen unter Druck. Bis 16.00 Uhr mußte die Vorlage zur Standortprogrammanzeige auf den Tischen der Dezernenten liegen.

Zehn Seiten mußten noch korrigiert, neu getippt, mit Seitenzahlen versehen und durch den Kopierer gejagt werden.

Erika, unsere Abteilungssekretärin, hatte sich an diesem Morgen krank gemeldet. Als Ersatz kam nur Frau Wilhelmi, die Sekretärin des Amtsleiters in Frage. Die dritte Schreibkraft im Amt schrieb nicht schnell und sauber genug. Unsere Korrekturen zogen sich hin. Einige Abschnitte mußten wieder herausgeschnitten und neu zusammengesetzt werden. Inzwischen war Mittag vorbei.

Die Feier des Kollegen Rauner hatte schon angefangen, als Dirk mit den Manuskriptseiten ins Vorzimmer rauschte. Frau Wilhelmi war schon bei den Feiernden.

Mit Streß im Nacken raste Dirk zur Fete und machte der Sekretärin unmißverständlich klar, daß sie den feucht-fröhlichen Nachmittag vergessen könne. 1 1/2 Stunden blieben uns und ihr zur Fertigstellung der Vorlage.

Frau Wilhelmi war mehr als sauer. Hinter ihre Schreibmaschine gezwungen, ließ sie bei jedem unleserlichen Satz eine Schimpfkanonade los. Sie fühlte sich von uns schikaniert. Ausgerechnet sie aus einer Feier zu holen, hielt sie für böswillige Absicht. Jeder im Amt wußte, daß die Stadtentwickler nicht viel Wert auf die Geburtstagsriten legten. Für Frau Wilhelmi dagegen gehörten die Feste zu ihren stärksten Auftritten. Sie sorgte für vollzähliges Erscheinen der Kolleginnen und Kollegen und steigerte mit aggressiven Witzen und Sticheleien die Stimmung. Nach ihrem Selbstverständnis entsprach Animieren und Unterhalten mehr den Aufgaben einer Vorzimmersekretärin als Schreibmaschine schreiben. Auf Anforderung zum Tippen bereit zu stehen, war unter ihrer Würde.

Warum besorgten wir uns nicht rechtzeitig eine Ersatzkraft für die erkrankte Sekretärin unserer Abteilung?

Außerdem sei sie nicht bereit, unsere Terminschlamperei auszubügeln. Im Amt käme niemand anders sonst mit derart kurzfristigen Arbeiten zu ihr und übe so rücksichtslos Druck aus. Es sei typisch für die jungen Akademiker, morgens zu spät zur Arbeit zu erscheinen, um dann kurz vor Feierabend Unmögliches von ihr zu verlangen.

Dirk konnte in seinem Streß nicht auf ihre Vorwürfe eingehen, schrie zurück, beschimpfte sie "durchgedrehte Ziege" und knallte die Tür hinter sich zu.

Für die entstandene Zwangslage war ich mitverantwortlich. Den Kollegenkrach wollte ich so nicht stehen lassen. Andererseits hoffte ich, daß Frau Wilhelmi die Schreibearbeit noch rechtzeitig fertigstellen würde. Beruhigend redete ich auf sie ein, versuchte sie zu erklären und sie zu verstehen, um die Kluft zwischen uns nicht unüberwindbar werden zu lassen. Ihre Kritik war ja nicht ganz falsch. Für unsere Abteilung und für meine gewerkschaftlichen Ambitionen war es auf die Dauer tödlich, wenn wir uns durch unseren hektischen Arbeitsstil und unsere Rolle als Arbeitsverteiler ohne klare hierarchische Zu- und Unterordnung, uns in Frau Wilhelmi und dann sicher auch bald in einigen anderen, erklärte Feinde schaffen würden. Sie war eine wichtige Meinungs- und Stimmungsmacherin im Amt.

Frau Wilhelmi war ohne Zweifel eine starke Tipperin. Trotz des Theaters wurde sie rechtzeitig fertig. Wir waren froh, noch termingerecht zu den Ausschlußberatungen abgeben zu können.

Am nächsten Morgen war sie geschäftsmäßig kühl. Dirk bemühte sich um eine Ersatzkraft für unsere kranke Sekretärin, die uns auch am gleichen Tag noch vom Personalamt geschickt wurde.

Nach der Beschlußfassung im Rat sollten die Bürger über die Konzeption der Standortprogramme informiert werden. Eine Pressekonferenz wurde angesetzt.

Information und Beteiligung der Bürger waren Ende 1974 noch große Worte um die Zeit um Willy Brandt's Abgang herum. Unsere sozialdemokratischen Chef's ließen sich nicht nachsagen, bürgerfeindlich zu sein.

"Aber es muß doch einmal klar gesagt werden, daß wir nur das machen, was nach dem Gesetz notwendig ist und nicht was alles wünschenswert wäre", steckte der Baudezernent die Linie für die Bürgerversammlung im Sanierungsgebiet ab. Das beauftragte private Planerbüro war gesetzlich verpflichtet, im Rahmen ihrer Untersuchung im Sanierungsgebiet, auch eine Bürgerversammlung einzuberufen.

Baudezernent und Oberstadtdirektor waren sich einig: Durch die Teilnahme von Verwaltungsleuten sollte in die Versammlung der richtige Zungenschlag reingebracht werden. Denn, "da wird sicher wieder die ganze soziale Leier abgezogen wegen der paar alten Häuschen."

"Wir stehen in der Verantwortung der Bevölkerung und die lassen wir uns nicht nehmen!" rief uns der Oberstadtdirektor nach, als wir uns in die Höhle des Löwen begaben. Auch ich wurde aufgefordert mitzugehen, wenn auch ohne Funktion.

Die Versammlung verlief ruhig. Unser Dezernent schlug sich wacker, ließ alles offen und hatte auf jede Frage eine Antwort. Ich saß ganz hinten unter dem Publikum, trank mein Bier, versuchte möglichst nicht als Verwaltungsmann erkannt zu werden und schrieb hin und wieder private Notizen auf einen Zettel, der sagte das, die fragte jenes, alles was mir zur Beurteilung der Sitzung wichtig erschien.

Gegen Ende der Bürgerversammlung stand eine ältere Arbeiterfrau auf und fragte den Dezernenten:

"Wie wollen Sie sich denn alle unsere Forderungen merken, die heute vorgetragen wurden, Sie machen sich ja gar keine Notizen?" Verdutzt blickte der Dezernent in die Runde, wandte sich hilfeschend an die Planer rechts und links von ihm, erhielt keine Unterstützung und suchte weiter im Saal. Schon resignierend angesichts der aufkommenden Lacher, sah er plötzlich mich unter den Hinterbänkeln sitzen, den Stift in der Hand und ein Papier auf dem Tisch. Erleichtert sprang er auf. Mit dem Finger zeigte er auf mich. Die Köpfe der Bürger drehten sich, alle sahen mich an.

"Selbstverständlich halten wir Ihre Anregungen fest, nicht wahr Herr Schrooten, Sie haben alles mitgeschrieben?"

Ich sagte weder ja noch nein, saß da mit rotem Kopf und starrte fassungslos den Chef an.

Der Baudezernent geriet mit seinen großen Verkehrs- und Sanierungsplänen zunehmend ins kommunalpolitische Abseits. Verdeckt distanzierte sich der Oberstadtdirektor in der Montagsrunde von unhaltbar gewordenen Positionen seiner Dezernenten. Immer offener nahmen die Stadtentwickler gegen seine Pläne Stellung.

Obwohl wir seinem Dezernat angehörten, konnte er nur selten mit unseren Arbeiten zufrieden sein. Das Gerücht von der "fünften Kolonne" machte die Runde. Unliebsame Informationen in der Lokalpresse wurden sogleich den undichten Stellen in der Stadtentwicklung zugeschrieben.

In seinem Mißtrauen gegen uns, sah sich der Dezernent gezwungen, selbst zum Stift zu greifen. Unangenehme Nachhilfestunden an seinem Schreibtisch, sollten uns auf die Sprünge helfen, wenn wir seine Anweisungen nicht gleich begreifen wollten.

"Stadtentwicklung ist Stadtwerbung", sagte er und ging mit mir Satz für Satz seine Argumentation durch.

Seine Begründung für den Standort der neuen Volkshochschule war unsinnig. Dennoch sollte sie den Lesern runterlaufen wie Öl. An keiner Formulierung dürften sie hängen bleiben. Meine Phantasie versagte, aber mein Kuli schrieb. Der Dezernent diktierte. Worte mit -ung, Stützung, Stärkung, Nutzung, Verpflichtung, Verbesserung wurden jedem Satz vorangestellt. Dumme Gegenargumente wurden zum Beweis der Richtigkeit der Dezernenten-Logik bedingt zugelassen. Zwingend führte die Kette der Argumente zu seinem Ergebnis. Ein Waschmaschinentest sollte mir zum Vorbild dienen.

Nicht immer wehrte ich mich gegen Gefälligkeitsarbeiten. Je öfter ich gezwungen war, Papiere zu korrigieren, und das zog sich oft über Wochen hin, umso stärker entwickelte sich mein Streben, den Anforderungen gerecht zu werden. Offene Verweigerung hätte mich völlig ins Abseits getrieben, wohin ich nicht wollte. Manchmal nahm ich die Zensur vorweg, war froh oder erleichtert, den Chef schnell, ohne Beanstandung den gewünschten Text liefern zu können. Es gab mir sogar das Gefühl, qualifiziert zu sein.

Wir können uns wieder nicht in die Augen sehen. Tiefes Mißtrauen bringt uns gegeneinander auf. Wir tun uns schwer, offen miteinander zu reden. Dirk zögert nicht, meine finsternen Verdächtigungen zu bestätigen. Er droht mir mit dem Amtsleiter. Seit zwei Stunden lese ich Zeitung. Er sitzt am Nebentisch und versucht zu arbeiten. Wir beobachten uns. Die Spannung wird unerträglich. Es kommt zum Krach.

Nicht länger will er den Kopf für mich hinhalten. Jeder Verantwortung würde ich mich entziehen und allen Streß allein ihm aufladen. Meine Zeitungsleserei mache ihn arbeitsunfähig. Es sei an der Zeit, dem Amtsleiter klarzumachen, daß er, Dirk, bei meiner Arbeitsverweigerung keine Terminzusage mehr machen könne.

Er setzt mich unter Druck.

Während des Studiums beschäftigte ich mich ausschließlich mit der Analyse des kapitalistischen Systems und der Kritik seiner Planungsinstrumente. Grunderkenntnis der ersten Semester: Stadtentwicklung ist ein Produkt der anarchischen Entwicklung kapitalistischer Warenproduktion. Der Versuch des planenden, vorausschauend-lenkenden Eingriffs, bringt die Anarchie auf erweiterten Stufenleitern ökonomischer Entwicklungen erneut zum Ausbruch. Das sind Gesetzmäßigkeiten, die gelten im Großen wie im Kleinen.

Ich wußte, was sich dahinter verbarg wenn von "Gemeinwohl" die Rede war und lächelte milde, wenn Planer mit dieser Vokabel auf den Lippen, für den "sozialen Fortschritt" aktiv werden wollten. Alles Missionarische im Planerethos lag mir fern. Stadtplanung war ein Handlangerjob zur Umsetzung von Herrschafts- und Profitinteressen. Über einen planerischen Spielraum oder eine Eigenverantwortlichkeit des Planers habe ich mir wenig Gedanken gemacht. Klar, die konservativen Größen meines Berufsstandes waren auch verantwortlich für den Mist, den sie entwarfen.

Wichtig war mir, in meinem neuen Job erst mal genau zu studieren, wie sich Kapitalinteressen mit Hilfe der Planung in einer Kommune umsetzen.

Dann wollte ich dafür sorgen, den Kollegen diese engen Zusammenhänge deutlich zu machen, sofern noch irgendwelche Planer-Illusionen in ihren Köpfen spuken sollten. Keiner sollte mehr Arbeit und Engagement in ein Projekt stecken, als die Analyse der politischen und ökonomischen Bedingungen uns an Einflußmöglichkeiten ließ.

Bewußtmachen der wahren Interessen hinter den Planzeichen. Herausholen von Information, Aufklärung und Propaganda, das war es, was mir unter der Funktion eines Linken im Planungsamt vorschwebte.

Dirk versuchte, mit Schunkelei und Kontakten zu Politikern und Verwaltungsleuten, politisch Einfluß zu nehmen, um seine Planungsabsichten besser durchsetzen zu können. Ich weigerte mich, ihn dabei zu unterstützen.

Die Politiker sollten allein die Verantwortung tragen. Ich war gegen die starke Einflußnahme der Verwaltung in die Politik und wollte selber möglichst klar zwischen beruflicher Funktion und politischer Position trennen.

Es gelang mir nicht.

Weder ließ unsere, vom Oberstadtdirektor geförderte Krisenmanagementfunktion, noch meine persönliche Verantwortung für die Vorbereitung wichtiger Planungsentscheidungen, eine politische Zurückhaltung auf Dauer zu. Ich schrieb nicht nur für den Papierkorb. Ich arbeitete mit an Plänen, die massive Eingriffe in bauliche und soziale Strukturen zur Folge haben würden. Ich schrieb Stellungnahmen zu den Anliegen Planungsbetroffener. Die Einsicht in scheinbar mächtige ökonomische Interessen konnte mich nicht der Verpflichtung entheben, eine Einflußnahme zu versuchen.

Zusammen mit Dirk und anderen Kollegen mischte ich mit gegen Sanierungsvorhaben, Stadtautobahnen, Siedlungsabriß, Prestigebauten und vieles mehr. Vielleicht scheiterten die meisten Projekte auch ohne uns, an ihrer eigenen Mangelhaftigkeit und Geldknappheit. Aber so standen wir wenigstens auf der richtigen Seite. Wir halfen mit, Schlimmes zu verhindern.

Trotzdem kam es immer wieder zum Streit zwischen uns. Das berufliche Engagement war Dirks einziges politisches Betätigungs- und Bestätigungsfeld, sein politischer Beitrag. Sein

Schunkeln war nicht Politik, sondern Strategie. Ich mußte mich abgrenzen und konnte doch eine klare Trennung nicht vollziehen. Schwankend zwischen Arbeitsverweigerung und politischer Einmischung, versuchte ich dem Selbstvorwurf des Opportunismus zu entgehen. Umso größer war mein Mißtrauen gegen Dirk. Sein Verhalten gab Grund genug dazu. Dirk spekulierte mit dem Gedanken, in die SPD einzutreten, um die Aussicht auf den Posten des stellvertretenden Amtsleiters verbessern zu können.

Wim hieß unser dritter Mann in der Stadtentwicklungsabteilung: Mitte dreißig, füllig, kurze Haare, Jungengesicht, ehrlicher Sozialdemokrat. Er arbeitete sich hoch vom Maurer zum Diplom-Ingenieur. Wim ist Verkehrsexperte. Neben seiner Arbeit im Planungsamt engagierte er sich in einer Bürgerinitiative gegen Autobahnbauplan. Die Trasse einer geplanten Autobahn sollte direkt an seinem Haus vorbeiführen. Der Vater baute es eigenhändig, kurz nach dem Krieg. Auf dem großen Grundstück haben Wims Kinder ideale Spielmöglichkeiten. Eine Herde Gänse bewacht die Idylle.

Offiziell beauftragt, inhaltlich in eigener Sache, verfaßte Wim einen Bericht über die Vor- und Nachteile des neuen Autobahnanschlusses für die Stadt. 40 Seiten fundierte Autobahnkritik waren unserem Baudezernenten aber entschieden zuviel. Es war klar, daß die Kollegen im Straßenbauamt Wims Argumente nicht widerlegen konnten. Damit keine 'gefährliche Präjudizierung' des Entscheidungsprozesses eintreten konnte, zwang er Wim zu dem Versprechen, alle Exemplare des Berichts sofort unter Verschuß zu nehmen und niemandem, auch uns, seinen engsten Kollegen nicht, vom Inhalt Kenntnis zu geben. Für den Fall der Mißachtung drohte er ihm Konsequenzen an.

Wims sozialdemokratischer Ortsverein ließ Grüße ausrichten und durchblicken, daß es in der Autobahn-Sache Amtspersonen gäbe, die gebotene Sachlichkeit mit persönlichem politischen Engagement vermischen. Wim war beunruhigt.

Schließlich hatten Wim und die Initiative aber doch Erfolg. Nach jahrelangem Kampf gab die Regierung den Verzicht auf diesen Autobahnabschnitt bekannt.

Direkte Verbindungen zwischen Amtsstuben und Öffentlichkeit waren selten. Wim konnte seinen Einsatz auf eine fest verwurzelte und verschworene Nachbarschaft stützen. Seine Parteifreunde kannte er aus dem Sandkasten.

Dirk war Penderler wie ich, gehörte noch keiner Partei an und stützte sich bei seinen beruflichen Initiativen auf einen kleinen lokalen Freundeskreis freiberuflicher Planerkollegen, die den Jusos nahestanden. Ich fuhr in den ersten Jahren im Ruhrgebiet umher und hielt den Kontakt zu versprengten Bekannten aus der Berliner Zeit aufrecht. Für Planung interessierten die sich wenig. Nur langsam entstand ein zweites Netz persönlicher Verbindungen unter Gewerkschaftlern und Planern. Direkte Kontakte zu Planungsbetroffenen waren nicht darunter. Flüchtige Verbindungen zu Bürgerinitiativen hier und da belegten und konkretisierten Einschätzungen, die wir auch allein im Amt durch ein wenig Analysieren und Diskutieren gewinnen konnten.

Meine eigenen Bemühungen in den Auseinandersetzungen mit unseren Chefs, schienen mir oft, von größerer Bedeutung. Ich war weitgehend auf mich selbst gestellt, meine Einschätzungen, meine Moral, meine Skrupel. Keine Partei, keine Linie, keine Bürgerinitiative, die mir gesagt hätten, wo es lang geht. Der Versuch, gewerkschaftliche Positionen in die Planung zu tragen, blieb rein theoretisch. Auch ein umgekehrter Kopplungsversuch blieb in den Anfängen stecken. Ein halbes Jahr mühte sich ein Grüppchen linker Planer im Ruhrgebiet, berufliche Einsichten in Munition für gewerkschaftliche Interessenvertretung umzuwandeln. Es fand sich keine Funktionärschicht, die sie uns abnehmen wollte. Ich machte mir keine Illusionen darüber, daß mein beruflicher Einsatz allenfalls Jusopositionen entsprach.

Zeitweise packte mich massive Arbeitsunlust. Nichtstun und Zeitungslesen war allemal besser, als unkontrolliertem Ehrgeiz zu verfallen und Bündnispartner bei den Chefs zu suchen. Konflikte mit den Kollegen deswegen blieben nicht aus. Und immer wieder machte ich den gleichen schwammigen Vorschlag, um unsere Zusammenarbeit nicht platzen zu lassen:

"Kollegen, ich will mich nicht drücken vor der Arbeit, sofern sie notwendig ist. Aber laßt uns wieder mehr diskutieren, klar rausarbeiten, was wir wollen, was sich umgehen läßt und was nicht. Dann teilen wir die Arbeit gemeinsam auf und werden auch sicher wieder miteinander auskommen."